

# Digitales Publizieren und Open Access in der Germanistik

Anne Baillot

Digitales Publizieren umfasst eine Vielfalt von Praktiken, die vom Tweet über den wissenschaftlichen Artikel in einer Online-Zeitschrift bis zum Bloggen reichen.<sup>1</sup> Die online technisch vereinfachte Selbstpublikation hat zur Folge, dass die Strukturierung der wissenschaftlichen Landschaft von anderen medialen Voraussetzungen ausgeht, als es in der Printwelt der Fall ist, in der Qualitätskontrolle zwangsläufig vor der Publikation kommt.

In diesem Beitrag möchte ich argumentieren, dass die Germanistik diese neuen medialen Bedingungen nicht als Verlust über die Qualitätskontrolle bzw. als Bedrohung wahrnehmen muss und dass im Gegenteil konkrete Vorschläge angebracht sind, damit die Fachgemeinschaft sich diese medialen Voraussetzungen aneignet und sie für sich fruchtbar macht. Die folgenden Überlegungen basieren auf einer Betrachtung der Publikation an sich, die sich nicht in Selbstpublikation einerseits und evaluierter Publikation andererseits gliedert, sondern die öffentliche Verbreitung von Informationen im digitalen Kontext als Grundlage nimmt. Der erste Teil befasst sich mit digitalen Publikationen und deren Bedeutung für die Germanistik, der zweite Teil mit der Philosophie von Open Access und deren möglicher Umsetzung.

## 1. Vom gedruckten Buch zum digitalen Publizieren

Digitale Medien sind von Natur aus Publikationsplattformen. Die Veröffentlichung im Sinne eines Verfügbarmachens für die Öffentlichkeit ist für digitale Inhalte definitorisch, handelt es sich doch primär darum, ›user generated content‹ miteinander in Verbindung zu setzen und zu streuen. Der Ausdruck ›digitales Publizieren‹ hat also etwas Tautologisches: Was digital ist, ist in der Regel publiziert.

Nicht jede digitale Publikation ist mit einer Printpublikation vergleichbar. Dies hat zum einen mit dem Prozess der Qualitätskontrolle zu tun, der anders gelagert ist. Zum anderen liegt es daran, dass die Grenzen zwischen Text und anderen Medien (Bild, Video, Audio) und die damit zusammenhängenden Qualitätskriterien im digitalen Bereich andere sind als im Printmedium. Dieser

---

1 Mein herzlichster Dank geht an Mareike König für die kritisch-konstruktive Durchsicht des Manuskripts und speziell für ihre Verbesserungsvorschläge.

Aspekt wird in der Betrachtung von digitalen Publikationen oft unterschätzt. Wenn auch, wie im Printmedium, Text und andere Medien gleichermaßen digital publizierbar sind, ist Text im digitalen Bereich für jede Publikationsform beim jetzigen Stand der Technologie unabdingbar.

Ein Text in dem Sinne, der ihn im digitalen Bereich zur fundamentalen medialen Form macht, ist eine Zeichenkette aus Nullen und Einsen, nach der und in der ein Computer, beispielsweise ein Algorithmus, Inhalte suchen und finden kann. Textlose Bilder können zwar online veröffentlicht werden, aber sie sind digital gesehen unsichtbar: Ohne Text, und sei es nur eine Bildbeschreibung oder andere Metadaten, existieren sie im digitalen Raum nicht.<sup>2</sup> Im Sinne des digitalen Publizierens ist damit ausschließlich Text, als Voraussetzung für die Auffindbarkeit und Verlinkung (also digitale Leserlichkeit) der Inhalte, die Grundlage für alle Publikationsformen. Das soll nicht heißen, dass nur Texte publiziert werden sollten, sondern vielmehr, dass ohne Text keine Publikation zustande kommen kann, die im digitalen Raum einen Zirkulationswert hat.

So heißt es, sich im digitalen Bereich grundsätzlich von einer Konzeption der Informationsstruktur zu verabschieden, die sich in Bild/Audio/Video einerseits und Text andererseits gliedert. Selbst bei anderen medialen Formen ist Text digital strukturgebend. Insofern gilt es vielmehr, um Qualität und Struktur digitaler Publikationen besser erfassen zu können, diese nicht als Texte bzw. als alternative Medien zu definieren, sondern allesamt als Daten zu betrachten. Digitale Publikationen sind textbasierte, digital zugängliche Daten.

Digital publiziert werden Daten und ihre Metadaten, d. h. Informationen über diese Daten wie Titel, Veröffentlichungsort oder -datum, Schlagwörter und dergleichen. Daten und Metadaten besitzen eine eigene Logik der Qualität, die mit den Kriterien aus dem Printbereich nichts gemein hat. In den letzten Jahren hat sich die Kenntnis datenbasierter Qualitätskriterien durch die Entstehung von Qualitätssiegeln wie beispielsweise das ›Data Seal of Approval‹ oder die ›FAIR principles‹ verbessert. Forschungsinfrastrukturen haben sich bemüht, diese Qualitätskriterien der wissenschaftlichen Gemeinschaft nahezubringen: Diese Qualitätsmerkmale wurden allgemein verständlich konzipiert und so formuliert, dass sie nicht allein für IT-Spezialisten zugänglich sind.<sup>3</sup> Dennoch bleibt es ins-

2 Zum Begriff des digitalen Raums vgl. Vitali-Rosati 2018. Künstliche Intelligenz ermöglicht beim jetzigen Stand der Forschung und Entwicklung nicht, etwa Bildermotive automatisch zu erkennen, ohne dass diese Motive anhand von großen Textmengen im Vorfeld im Algorithmus eingespeist und trainiert wären. Im Bereich der für die Geisteswissenschaften relevanten Ressourcen sind wir weit davon entfernt, ausreichend Trainingsdaten zu haben, um automatische Bild- oder Audioerkennung einsetzen zu können. In einem Jahrzehnt könnte die Sachlage anders aussehen.

3 Sowohl das ›Data Seal of Approval‹ (<https://www.datasealofapproval.org/en/>) als auch die ›FAIR principles‹ (<https://www.go-fair.org/fair-principles/>) lassen die Frage

besondere in der geisteswissenschaftlichen Forschung immer noch eine konzeptuelle Herausforderung, eine digitale Publikation zuerst unter dem Blickwinkel ihrer Qualität im Hinblick auf ihre Datenstruktur zu betrachten, um sich dann erst mit dem Inhalt zu befassen, der unter ebendiesem Blickwinkel genau genommen nur Oberfläche ist.

Allgemein gilt aber: Eine digitale Publikation wird am besten durch ihre Datenstruktur bewertet. Dies erfordert eine Annäherung an die einschlägigen Kriterien, die eine Datenstruktur erfassen helfen. An erster Stelle bedeutet es für die Leserschaft digitaler Inhalte, dass sie eine Bereitschaft entwickelt, unter der Oberfläche dessen, was sie online zu Gesicht bekommt, zu ›lesen‹. Ein online gut lesbarer Text kann sehr wohl eine dürftige Datenstruktur haben, die den Qualitätskriterien nicht entspricht, was dem ›analogen‹ Leser nicht bewusst sein kann. Eine online gestellte pdf-Publikation kann beispielsweise entweder mit umfassenden Metadaten und hinterlegtem, bearbeitbarem Text versehen sein und in einer stabilen Publikationsumgebung eingebettet sein, oder aber unter einer instabilen URL als reines Bild abgelegt sein. Im ersten Fall ist es eine annehmbare digitale Publikation, im zweiten nicht.

Unter ›digital literacy‹ versteht man die Fähigkeit, sich in einer solchen digitalen Informationsstruktur zu orientieren und diese zu begreifen. Das bedeutet nicht zwangsläufig, selbst programmieren zu können, schließt jedoch die Kompetenz ein, zu erkennen, ob eine Datenstruktur Hand und Fuß hat: Ist die Publikation stabil und langzeitarchiviert? Ist sie leicht zu finden? Kann sie geteilt, bearbeitet und verbessert werden? Ist sie interoperabel, d. h. kann sie mit anderen Informationen computergestützt in Verbindung gebracht werden?

Im wissenschaftlichen Bereich verschärfen sich die Ansprüche an die Qualitätskriterien sowohl in der Datenstruktur als auch darüber hinaus. Dies betrifft insbesondere Zitierfähigkeit, Autor\*innenzuordnung und Zitationsmetriken, Archivierung, Versionierung, Prozesshaftigkeit und Verbesserbarkeit von digitalen Publikationen.<sup>4</sup>

All diese Punkte hängen mit zentralen Charakteristiken von digitalen Publikationen zusammen: Diese sind besserbar und können von beliebig vielen Beitragenden bearbeitet werden, wobei diese Wandlungen, denen eine Publikation unterworfen ist, nicht zwangsläufig in nur einer digitalen Infrastruktur oder Plattform stattfinden müssen: Eine Version eines Textes kann in Form eines Blogs erscheinen, eine andere in der Presse, eine leicht veränderte in einer Zeitschrift etc.

---

nach den Akteuren und nach ihrer Unabhängigkeit offen, die ein solches Labeling vornehmen.

4 Für eine systematische Darstellung siehe das *Working Paper der AG Digitales Publizieren* des Verbands Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd) (vgl. Digital Humanities im deutschsprachigen Raum 2016).

Die Tatsache, dass digitale Publikationen aufgrund ihrer technischen Verfasstheit immer wieder bearbeitet werden können, stellt die geisteswissenschaftliche Forschung vor Herausforderungen. Denn das bedeutet, dass es nicht mehr möglich ist, davon auszugehen, dass *eine* Person *eine* Publikation zu *einem* Zeitpunkt veröffentlicht hat und diese Version als Endpunkt eines Publikationsprozesses aufgefasst wird. Vielmehr gibt es potentiell mehrere Beitragende mit unterschiedlichen Formen von Beiträgen zu einer Publikation, die selbst unterschiedliche Publikationsstadien hat, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten veröffentlicht und ggf. weiter verändert wurden. Auch Seitenzahlen, ein zentraler Ankerpunkt des geisteswissenschaftlichen Publikations- und Zitierwesens, verschwinden oft bei digitalen Publikationen, die sich vom Blattformat emanzipiert haben. Dies ist noch bei weitem nicht bei allen der Fall und manche Publikationen führen die Seitenzahl einfach in eckigen Klammern weiter mit. Als neue Orientierung, etwa in einem digital publizierten germanistischen Aufsatz, kann dann die Absatznummerierung dienen. Es braucht mehrere, aus der Perspektive des gedruckten Texts zusätzliche, Informationen, damit genau benannt werden kann, welche Textteile in welchen Absätzen eine bestimmte Person zu einer bestimmten Publikation zu einem bestimmten Zeitpunkt beigetragen hat.

## 2. Geisteswissenschaftliches Publizieren

Diese Situation stellt die geisteswissenschaftliche Forschung nicht nur vor praktische Herausforderungen (wie etwa soll eine Publikation zitiert werden?), sondern stellt auch traditionelle Qualitätskriterien speziell der germanistischen Forschung vor neue Schwierigkeiten.

Der erste, der sich in diesem Zusammenhang kaum noch in bekannter Form behaupten kann, ist zunächst einmal der ›Autor‹. Während die germanistische Forschung sich sowohl überwiegend von Autor\*innentexten als Primärquelle nährt als auch vorrangig Autor\*innentexte als Sekundärproduktion vorlegt, da die Bemühungen um ein kollektives, diversifiziertes Verständnis von Autorschaft nach wie vor mehr Bemühungen sind, als dass sie der primäre Forschungsansatz der Fachgemeinschaft wären, ist im digitalen Raum die Konstellation alleiniger Autor\*innen eher die Ausnahme als die Regel. Die Kluft müsste eigentlich überbrückbar sein, denn diese Produktionspraktiken sind gar nicht so gegensätzlich, wie es zunächst aussieht. Denn seit jeher haben immer mehr als nur eine Person an einer Publikation mitgewirkt: Kolleg\*innen, Freund\*innen, Kopist\*innen, Verleger\*innen, Drucker\*innen, Kritiker\*innen – der Personenkreis, der um eine Publikation herum agierte, war immer weit ausgedehnt. Daraus ergab sich aber die Zuordnung vorrangig zu einer Person als derjenigen, der die Autorität zugewiesen wurde: der Hauptperson (vielleicht zwei, drei; vielleicht wurde den anderen Personen in den Paratexten eine gewisse Anerkennung entgegen-

gebracht, jedoch galt die Autorschaft dem einen Namen über oder unter dem Titel).

Im digitalen Raum teilt man sich die Autorität, wird sie doch in viel kleineren Einheiten zugewiesen als es in Printmedien der Fall ist. Es ist technisch möglich und vom epistemischen, bzw. politisch-philosophischen Ansatz her gewünscht, dass jeder einzelne Teilbeitrag verschiedener Personen zu einem Text anerkannt wird. Insofern gibt es im Digitalen viele Autor\*innen, genau genommen: Es gibt unendlich viele Autor\*innen, wobei man sehr genau hinschauen muss, um zu evaluieren, was diese Autorschaft genau bedeutet: Autor\*in eines Tweets, Autor\*in eines Artikels, Autor\*in einer Datenbank etc. Der Begriff ›Autor‹ kann im Fall von digitalen Publikationen nicht eins zu eins aus dem Bereich der Printpublikationen übernommen und angewandt werden, sondern bedarf der Präzisierung einer Funktion, die es zwar immer schon gab, die aber nicht benannt wurde.

Im geisteswissenschaftlichen Kontext sorgt die Handhabung der Zeit im digitalen Raum ebenfalls für Irritation. Im Printbereich findet ein Publikationsprozess seinen Abschluss in dem Moment, in dem die Publikation gedruckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Nicht selten weilen Publikationen jahrelang in der Autor\*innenwerkstatt bzw. in den Röhren des Printprozesses, ehe sie dem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden. Denn dann gilt, dass die gedruckte Version autoritativ ist: Sie ist in dieser Form, unter diesem Titel und Namen endgültig. Es kann zwar sicherlich weitere Auflagen mit kleinen oder großen Veränderungen geben. Aber das abgeschlossene Werk ist mit diesem Endstatus umrahmt, und es bleibt auch in seinem Rahmen. Böse Zungen sprechen bei der Drucklegung daher mittlerweile von der »Grablegung« eines Textes, um den Unterschied der Abgeschlossenheit im Vergleich zu einem dynamisch weiterlebenden digitalen Text zu unterstreichen.

Im digitalen Raum gibt es keinen Grund, solange zu warten, bis eine Publikation endgültig ist, um sie zu veröffentlichen, denn sie kann immer verbessert werden. Nichts hat endgültigen Charakter; jede Publikation entsteht prozessual. Genau genommen ist in diesem Zusammenhang die Werteskala eigentlich umgekehrt: Im digitalen Raum wird auf Zugang und auf schnelle Publikation Wert gelegt. Die Erstpublikation wird dann gesichtet, kommentiert, ergänzt, aktualisiert, kritisiert. Zu diesem Online-Kommunikationsmodus gehören nicht nur Hate Speech und Wutausbrüche, wie sie den sozialen Medien unterstellt werden. Auch die Diskussion eines wissenschaftlichen Aufsatzes kann diese kollektive und prozessuale Form annehmen.

Ebenso spielt an dieser Stelle die eingangs angesprochene Datenstruktur eine zentrale Rolle, denn im Falle von wissenschaftlichen Publikationen wird der gesamte digitale Überarbeitungsprozess mit seinen Kommentaren, Kritiken, Antworten und Anpassungen transparent gemacht und dokumentiert. In diesem Sinne entspricht beispielsweise das Online-Nachschlagewerk Wikipedia, das im wissenschaftlichen Bereich gerne gescholten wird, vorbildlich zentralen Quali-

tätskriterien im Bereich der digitalen Publikationen: Zeit, Autor\*innen, Bearbeitungsprozesse, Versionen sind zugänglich, archiviert und transparent. Dessen ungeachtet wird die Wikipedia von der Germanistik bei Weitem nicht als Modellpublikation herangezogen, genau aus den Gründen, die mit Kriterien zu tun haben, die für das Digitale zentral sind: Autoritativität und Abgeschlossenheit fehlen dort nämlich. An diesem Ende kommen wir also mit den üblichen Evaluationskriterien nicht weiter.

Am anderen Ende des Zeitbogens hat die für digitale Publikationen zentrale Prozessualität ebenso Folgen im Hinblick darauf, wie digitale Publikationen veralten und was die Ansprüche an die Zeitgebundenheit von geisteswissenschaftlichen Publikationen sind. Denn Printpublikationen lassen es durch ihren abgeschlossenen Charakter leichter zu, zu ihrem Inhalt Stellung zu beziehen und sie in einen wissenschaftlichen Diskurs einzubinden, als es auf den ersten Blick bei sich immer weiter entwickelnden Texten der Fall ist. Epistemologisch gesehen ändert sich damit eigentlich nichts im Vergleich zur diskursiven Praxis eines nicht-digitalen Zeitalters. Aber ohne die Ankerpunkte der eindeutigen Referenz (Autor\*in, Textzustand, Zeitpunkt der Publikation, Version etc.) hakt es, ohne dass klar wäre, wie dieser innere Konflikt zu lösen ist.

Wie wir beispielsweise heutzutage Blogbeiträge betrachten und evaluieren, ist nur die Spitze des Eisberges: Völlig unklar ist derzeit, wie solche Publikationen veralten werden, d. h. wie unsere Kinder und Kindeskinde sie in einen wissenschaftlichen Diskurs einbinden werden. Damit verbunden ist die Frage, was wir tun können, damit das, was wir heute in digitaler Form produzieren, in zwei, drei Generationen Referenzstruktur und -charakter haben kann, wie es die Printpublikationen unserer Vorgängergenerationen für uns haben.

Sowohl bei der Frage der Autorschaft als auch bei der Frage der Prozessualität bzw. Unabgeschlossenheit entstehen grundsätzliche Herausforderungen für digitale Publikationen (z. B. Welcher Textzustand soll als Referenz dienen? Welche Überarbeitungsschritte werden zugelassen, wie werden sie dokumentiert, wie kontrolliert, wie werden sie evaluiert und wie werden die unterschiedlichen Beiträge zugeordnet?). Aber auch konkrete Probleme bei der Referenzierung und Evaluation von Publikationen liegen vor: Wie wird eine Publikation zitiert? Wie lässt sich der Aufwand evaluieren, der von einer besonderen Person in eine digitale Publikation eingeflossen ist? Zugespitzt stellt sich schlicht und ergreifend die Frage, wie man als Forscher\*in die Literaturlisten gliedern und füllen soll und wie diese dann evaluiert werden.

Denn die Krux ist, dass unser Tauschwert auf dem Markt der wissenschaftlichen Handlung eine Reputation ist, die massiv auf der eigenen Publikationsliste beruht. So kulminiert die Diskussion um digitale vs. gedruckte Publikationen zu einem Kampf der Systeme, wenn es in den Geisteswissenschaften um die Etablierung einer wissenschaftlichen Reputation geht. Wer digital publiziert, tut sich bisweilen schwer, zugleich die Anforderungen des traditionellen Reputationsmarktes zu erfüllen, dies sicherlich in Abhängigkeit von der Reputation

des Organs, in dem publiziert wird. Dies wiegt besonders schwer für Nachwuchsforschende, die ihre Reputation aufbauen müssen und sich nicht, wie es bei arrivierten Forschenden der Fall ist, auf ihre Produktion von »vor dem digital turn« berufen können. Wie gehen wir damit um, dass für ein Ranking die Datenstruktur vor Seitenumfang gewertet werden müsste oder dass die kollektive Wissensproduktion andere Ansprüche erhebt als Einzelgängerliteraturlisten? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach. Wir befinden uns in einer Situation, in der die meisten Forschenden, die sich auf das Terrain der digitalen Publikationen wagen, bemüht sind, beide Welten zufriedenzustellen und dies zum Preis eines enormen und intellektuell nicht befriedigenden Arbeitsaufwands.

### 3. Wie offen ist offen in Open Access?

In diesem Zusammenhang kann Open Access entweder als eine zusätzliche Hürde oder aber als willkommener Ausweg aus dieser komplexen Situation fungieren.

Als Ausgangstür aus dem Konflikt wird Open Access in der Germanistik jedoch selten wahrgenommen, nicht zuletzt, weil die lautesten Stimmen, die sich in Sachen Open Access öffentlich hörbar machen, diesen als Zwang, als Macht demonstration, als deplatzierten Übergriff inszenieren. Umso erstaunlicher ist diese Einstellung im Kontext medialer Anpassung, die seit jeher die Schaffensbedingungen der Forschungsobjekte, die im Mittelpunkt des Interesses stehen, bestimmt hat. Doch just diese Ablehnung kann durchaus als ein Symptom dafür interpretiert werden, dass es einen Wandel in den Mentalitäten braucht, um digitale Publikationen integrativ in der germanistischen Landschaft mitzudenken.

Open Access ist kein willkürlich von einer Institution oder vom Gesetzgeber auferlegter Zwang, auch wenn es gelegentlich so dargestellt wird, sondern das Ergebnis einer Reflexion darüber, wie der faktische Medienwandel der wissenschaftlichen Gemeinschaft zu einer neuen Selbstbestimmung und -profilierung verhelfen kann. Aber was ›offen‹ in Open Access bedeutet, bedarf im Kontext des geisteswissenschaftlichen Reputationssystems einer Erläuterung, da es nicht evident ist.

Das akademische Reputationssystem in den Geisteswissenschaften beruht auf einer Verschachtelung von geschlossenen Kreisen. Die wissenschaftliche Gemeinschaft gliedert sich demnach in Zeitschriften, Reihen, Herausbergremien, die nach bestimmten Hierarchien in der wissenschaftlichen Gemeinschaft anerkannt sind, die aber frei sind, ihre Qualitätskriterien selbst festzulegen. Diese Freiheit wird als Garantie für die Unabhängigkeit von wissenschaftlichen Entscheidungen hochgehalten. Ob ein solches, letztlich oligarchisches System, das zudem aus der Hand von Verlagen frisst, die beste Garantie für die wissenschaftliche Freiheit zur Selbstbestimmung ihrer Qualität ist, verdient zumindest die Option, überhaupt hinterfragt zu werden. Über mögliche Alternativen sollte

man sich Gedanken machen, zumal wenn andere medienpraktische Wege bereitstehen.

Hier soll es nicht um Open Access als wirtschaftliches Modell gehen, sondern um dessen Bedeutung für die Kommunikation innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft der Germanistik mit Blick auf die Herausforderungen, die digitale Publikationen grundsätzlich mit sich bringen. Gehen wir davon aus, dass Open Access für die germanistische Fachgemeinschaft bedeutet, dass Forschungsergebnisse kostenlos online zugänglich sind.<sup>5</sup> Was bedeutet das für die Evaluation dieser Ergebnisse, für den Aufbau von wissenschaftlichen Reputationen, für die gesamte Ökonomie der Fachgemeinschaft?

Die Offenlegung der Forschungsergebnisse hat zur Folge, dass die für den Reputationsaufbau üblichen Filter nicht mehr da greifen müssen, wo sie sonst immer gegriffen haben, nämlich vor der Publikation, um diese selektiv zu ermöglichen. Es ist möglich, weiterhin so zu verfahren. Das ist beispielsweise bei Online-Zeitschriften der Fall, deren Herausgeber\*innen vor der Online-Publikation intern auswählen, evaluieren und redigieren. Aber es ist auch möglich, Forschungsergebnisse in den einschlägigen wissenschaftlichen Formaten<sup>6</sup> einfach sofort zu veröffentlichen. Außerdem geht die digitale Logik davon aus, dass es keinen Grund gibt, Forschungsergebnisse solange geheim zu halten, bis eine Zeitschrift oder ein Sammelband sie publiziert. An dieser Stelle treffen zwei Zeitvorstellungen aufeinander: die der Printmedien, bei der Zeit egal und Reputation ausschlaggebend ist, und die der digitalen Medien, bei der das Zurückhalten von Informationen für widersinnig gehalten wird, da es die Forschung künstlich verlangsamt oder gar verhindert, und bei der der Reputationsaufbau erst nach der Publikation erfolgen kann, sofern die Publikation wahrgenommen wird. Das ist der Knackpunkt, der die Reputationsökonomie der germanistischen Gemeinschaft sprengt. Denn noch verfügt sie über so gut wie keine nachträglichen Publikation-Filtermechanismen, bei denen man auf der Grundlage von bereits online verfügbar gemachten Inhalten Reputationen aufbauen könnte.

Nach der Veröffentlichung zu evaluieren, kann bedeuten, dass die jetzige Reputationsstruktur repliziert wird. Es ist durchaus vorstellbar, dass Publikationen, die aus denselben Gründen, wie es jetzt der Fall ist, höhergeschätzt werden, erst nach der Publikation mit einer Art Gütelabel versehen werden. Das tun auch Online-Zeitschriften, die im Grunde genommen so funktionieren wie Printzeitschriften. Wie dies für Verlage in Profit umgemünzt wird, zeigen die Strategien, die große Verlage in diesem Sinne entwickeln. Noch aber wird mit Zugangsbedingungen Geld verdient. Wenn, wie in der hier verfolgten Hypothese eines kompletten Open Access, Zugang kein Argument mehr ist, um Geld zu

5 Zu Open Access allgemein vgl. Suber 2012. Zu den unterschiedlichen wirtschaftlichen Modellen, damit zusammenhängenden Zugangsbedingungen und möglichen Publikationsplattformen im deutschen Kontext vgl. Schmeja 2018.

6 Wissenschaftliche Blogs oder offene Archive sind genau dafür bestimmt.



verdienen, werden mit Sicherheit andere Aussonderungssysteme geschaffen, etwa solche, die mit der Verbreitung der Publikation spielen.

Aber digitale Publikationsformate und Open Access bieten zugleich die Möglichkeit, nicht nur das Bekannte in einem anderen medialen Kontext zu replizieren, sondern anders anzusetzen. Die technischen und politischen Bedingungen sind vorhanden, um sich neue Reputations- und Wissenszirkulationsmodelle auszudenken.

›Offen‹ in Open Access könnte einfach so gedeutet werden, dass digitaler Zugang gewährt wird – und mehr nicht. Es könnte aber auch eine erweiterte Bedeutung haben, etwa die, dass Hierarchien weniger vertikal wirken und dass (vorhandene) Kollektive in den Mittelpunkt gestellt werden. Denn schaut man genau hin, wie Offenheit für die germanistische Fachgemeinschaft fruchtbar gemacht werden kann, dann ginge es nicht so sehr um das Recht auf Zugänglichkeit von Information, das leicht umzusetzen wäre, oder eine Freiheit zur (Selbst-)Determination von Evaluationskriterien, die es schon gibt, sondern diese Offenheit würde vielmehr auf der Vertrauensbeziehung innerhalb der Gemeinschaft basieren. Und genau dafür brauchen wir Grundlagen, die es uns ermöglichen, Vertrauen in ein Reputationssystem umzumünzen, das über Likes hinausgeht und der Gemeinschaft einen digitalen Existenzraum gibt.

#### **4. Zukunftswege der Publikation für die Germanistik**

Man könnte den Anhänger\*innen des schnellen Publizierens, fortlaufenden Verbesserns und allgemeinen Verfügbarmachens leicht vorwerfen, ein solides Reputationssystem durch einen volatilen Like-Schwindel ersetzen zu wollen und damit die digitale Publikation und Open Access für die germanistische Fachgemeinschaft schlicht und ergreifend untauglich zu machen. Tatsächlich kommen wissenschaftliche Evaluationssysteme nicht spontan mit einem neuen Medium, sondern das Medium ist es, das womöglich Plastizität bietet, um Qualitätskriterien zu definieren. Im Falle von digitalen Publikationen in der Germanistik gilt es, bei der Konzeption dieser Qualitätskriterien sowohl die germanistische Komponente als auch die digitale Dimension zu berücksichtigen.

Initiativen, die auf die Definition von neuen Qualitätskriterien hinarbeiten, gibt es bereits im Bereich der digitalen Quelleneditionen.<sup>7</sup> Diesen Ansatz gilt es fortzusetzen und Fragen zu stellen, die wohl stören mögen: Welchen Stellenwert hat ein Blogpost, ein Wikipedia-Artikel oder eine Datenbank für ein wissenschaftliches Œuvre? Um sie zu beantworten wird sich die Germanistik mit an-

---

7 Vgl. den *Kriterienkatalog für die Besprechung digitaler Editionen* vom Institut für Dokumentation und Editorik (Sahle/Vogeler 2014) sowie die *Förderkriterien der Deutschen Forschungsgemeinschaft* (vgl. DFG 2015).

deren Fächern, etwa mit den anderen Philologien, zusammensetzen und über den deutschsprachigen Tellerrand schauen müssen.

Literaturlisten müssen ebenfalls überdacht werden. Es wird notwendig sein, Art und Umfang eines digital publizierten Beitrags angeben zu können. Selbst in einem optimistischen Szenario wird es allerdings schwierig bleiben, Beiträge zu einer Publikation anerkennen zu lassen, die nicht mit der Oberfläche, d. h. dem zu lesenden Text, zu tun haben, sondern mit der Datenarchitektonik, die dahintersteht.

So muss der Weg bereitet werden, um Datenmodelle, Wikipedia-Einträge, Live-Tweets oder Blogposts zu evaluieren. Die Germanistik kann sich sehr wohl Werkzeuge geben, um solche digitalen Publikationsformate im wissenschaftlichen Diskurs und für individuelle Karrieren zu berücksichtigen und für sich fruchtbar zu machen.

Ein erstes Evaluationsformat ist die Herausgabe von sogenannten ›overlay journals‹, die auf offenen Archiven beruhen und bereits online zugängliche Texte evaluieren. Diese können insbesondere für den Aufbau von ›data journals‹ eingesetzt werden, in denen Datenmodelle zusammen mit den Inhalten bewertet werden: ein hilfreiches Tool, wenn es um die Evaluation einer digitalen Edition oder einer Datenbank geht. Ein weiteres mögliches Format ist die Entwicklung eines Evaluationsmodells für die Pflege eines institutionellen Archivs wie etwa der Webseiten eines Instituts, die Twitterarchiv-, Blogaggregator- und Enzyklopädiefunktion haben kann. Nicht zuletzt ließen sich in diese neuen Evaluationsmodelle auch Lehrformate einbinden, die online zugänglich gemacht werden: Es müssen keine Massive Open Online Courses (MOOC) werden, es kann auch ein YouTube-Kanal oder eine Reihe von Podcasts sein, die in die Gesamtevaluation einfließen.

Dies bedeutet, dass auch Institutionen in diese Zirkulationslogik eingebunden werden müssen, denn sie sollten die Infrastruktur bereitstellen, die dieser Medialität eigen ist. Auch in der Evaluation wird es in diesem Sinne so gut wie unmöglich sein, allein fortzuschreiten, sondern das gesamte Ökosystem, in dem man sich als Forscher\*in bewegt, spielt zwangsläufig ebenso mit.

Nun ist es an der Zeit, all die dazu gehörigen Bausteine deutlich zu benennen und bei den Evaluationsformaten Kreativität und Wissenschaftlichkeit zu vereinen, um der Zukunft der germanistischen Forschung den Weg zu bereiten.

## Literatur

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (Hg.): Förderkriterien für wissenschaftliche Editionen in der Literaturwissenschaft. In: Informationen für Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen, Ausgabe 11/2015, online unter [https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen\\_dfg\\_foerderung/informationen\\_fachwissenschaften/geis](https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/informationen_fachwissenschaften/geis)

teswissenschaften/foerderkriterien\_editionen\_literaturwissenschaft.pdf, aufgerufen am 22.05.2019.

Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (Hg.): Working Paper ›Digitales Publizieren‹. 01.03.2016, online unter <http://dhd-wp.hab.de/?q=content/working-paper-digitales-publizieren>, DOI: 10.15499/dhd-wp.001, aufgerufen am 22.05.2019.

Sahle, Patrick/Vogeler, Georg [u. a.] (Hgg.): Kriterienkatalog für die Besprechung digitaler Editionen, Institut für Dokumentologie und Editorik, Version 1.1. Juni 2014, online unter <https://www.i-d-e.de/publikationen/weitereschriften/kriterien-version-1-1/>, aufgerufen am 22.05.2019.

Schmeja, Stefan: Gold, Grün, Bronze, Blau...: Die Open-Access-Farbenlehre. In: TIB Blog. 24.10.2018, online unter <https://blogs.tib.eu/wp/tib/2018/10/24/gold-gruen-bronze-blau-die-open-access-farbenlehre/>, aufgerufen am 22.05.2019.

Suber, Peter: Open Access. Cambridge 2012.

Vitali-Rosati, Marcello: On editorialization. Structuring space and authority in the digital age. Amsterdam 2018.

Prof. Dr. Anne Baillot, Le Mans Universität (Frankreich), [anne.baillot@univ-lemans.fr](mailto:anne.baillot@univ-lemans.fr)